

Hohenstein-Ernstthalers Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 54.

Sonntag, den 7. März 1915

Zweites Blatt.

Briefe vom Kriegsschauplatz in Polen.

Von unserem zum deutschen Heer in Polen entsandten Kriegsberichterstatter.

(Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, ist verboten.)

Das Lodzer Invasion und die Siegesposten.

Lodz, den 21. Februar.

„Juden, sagt Tillin, daß die Jönie nicht jollen zurückkommen!“ So haben Juden aus den Reihen russischer Gefangener heraus ihren Glaubensgenossen neulich zugerufen, als sie über den Neuen Ring geführt wurden. Auf Deutsch heißt das ungefähr: „Spricht den Tillin, Juden, damit die unheimen Tiere nicht zurückkommen!“ Wozu zu bemerken ist, daß der „Tillin“ ein besonders heiliges Gebet ist, und die „unheimen Tiere“ in diesem Falle die Russen waren.

In der Petrifauer Straße, in der Gegend des Grand Hotel, als des gesellschaftlichen Mittelpunkts der deutschen Invasion, ist seit einigen Tagen die staltliche Gestalt des Herrn Friz Vorchardt aus Berlin aufgetaucht. Er gedenkt hier eine bessere Volkstüche zu eröffnen, die Tatsache zeigt, wie unsere Lage in Polen von jurtindigen Sachverständigen beurteilt wird und muß deshalb weit über die Umgegend der Berliner Linden hinaus verständnisvollem Interesse begegnen.

Wehr wie je streckt alles hier die Köpfe zusammen. Die Polen, oder wenigstens ihre große Mehrheit, mit finsternen, trotigen Mienen, die Juden mit der höchsten Spannung und in ängstlicher Erwartung. Alles erörtert die Frage, ob die Deutschen endgültig hier bleiben würden oder nicht.

Für die Leute hier gibt es nichts Wichtigeres, nichts, was daneben über die Sorge für ihren dringendsten Unterhalt hinaus auf ihr Interesse Anspruch hätte. So bewegt sich ihre Unterhaltung unablässig um die Entscheidung, die sie von einer nahen Zukunft erwarten. Und in der Tat ist ja, was nach, für sie nicht weniger als für uns Zeitwendig. Ich habe die Stellung einzelner Schichten der Bevölkerung zu unserer Anwesenheit — der deutschen, industriellen Obermacht und der russisch-deutschen Arbeiterkraft, der Polen und der verschiedenen Klassen des Judentums — hier bereits zu zeichnen versucht. Meiner früheren Darstellung habe ich nur wenig hinzuzufügen. Im allgemeinen ist die Stimmung dieselbe geblieben, wie sie im Dezember bereits war; geflügel ist nur die Spannung in allen Lagern. Denn einerseits hat man gesehen, daß es mit der erhofften oder gefürchteten baldigen Rückkehr der Russen denn doch für alle Fälle zunächst mehr wie gute Weile hat, und dann sieht die Einwohnerlichkeit allerlei mit Recht oder Unrecht vor sich gehen, was sie für mehr hält, als nur auf die Dauer des Krieges berechnet. Dahin zählt sie vor allen Dingen den nur allmählichen, aber doch deutlich wahrnehmbaren Uebergang zur Zivil-

verwaltung. Zu all dem kommt nun die neue gewaltige Niederlage der Russen!

Als deutscher Polizeipräsident mit Befugnissen, die an die eines Regierungspräsidenten in der Heimat anklängen, amkt seit einer Reihe von Tagen Geh. Oberregierungsrat v. Oppen aus der Reichsanzlei. Erster Referent ist der Landrat des Kreises Spremberg, Dr. Wilfins, der bekannte Ostarikaner, der bereits als Stellvertreter des Lodzer Militärgouverneurs hier genannt worden ist, weitere Referenten Oberbürgermeister Schoppen-Griesen, Rechtsanwalt Maciaszek-Lissa, und Landrat v. Rzewy-Ditlenburg. Als Hilfsarbeiter sind Rittergutsbesitzer v. Jafrezowski und der sächsische Regierungsamtmann Dr. Stibt zum Polizeipräsidenten kommandiert. Alle Herren sind selbstverständlich Offiziere, wie sämtliche Beamten des Präsidiums Soldaten überhaupt: die Armeegibt aus ihnen unerhöplichen Beständen her, was an sachlich geschulten Kräften gerade gebraucht wird, vom Verwaltungsbeamten mit der Anwartschaft auf die höchsten Würden in Reich und Staat bis zum Kontinentaler und Verschönerungsrat.

Wenn also die Front auch seit Wochen weiter vorn liegt; an militärischem Treiben fehlt es in Lodz nach wie vor mit nichts. Damit ist für die Geberbetreibenden der Stadt allerlei Gelegenheit, Geld zu verdienen, verbunden. So ist die Stimmung in diesen Kreisen ungünstig. Auch heimliche Interessenten melden sich, die sich nach dem Muster des Herrn Vorchardt bemühen, was an freien Stühlen hier vorhanden ist, beizeln zu befehen. So wird nächstens — ein ganz kennzeichnender Zug für das Wirtschaftslieben unserer Zeit — die erste deutsche Bankfiliale aufgemacht. Kurz: allerlei Reimen und Spiegein ist nicht zu verkennen. Wenn es nur gelänge, die Industrie wenigstens halbwegs wieder in Gang zu bringen, damit es der Arbeiterschaft wieder besser ginge! Doch das beste ist noch große Schwierigkeiten. Ein großes Fragezeichen ist es auch nach wie vor, woher bis zur nächsten Ernte die Nahrungsmittel für das Land kommen sollen.

Der Polizeipräsident ist persönlich und durch Vermittlung der ihm unterstellten neuereingestellten Landräte einflussreich bemüht, die Bestellung der Acker in Gang zu bringen. Dieser Tage waren die Orts- und Gemeindevorsteher zur Besprechung der Frage hier verammelt. Eine ganze Anzahl Deutschrussen war unter ihnen, und alle zusammen erwiesen sich als vernünftige Leute, mit denen zu reden war. Sie brauchen Saatgut und Pferde. Beides sollen wir ihnen liefern, und zugleich gegen Requisition durch die Truppe sicher stellen. Beide Wünsche sind nimmehr Gegenstand von Verhandlungen zwischen Polizeipräsident und Militärbehörde. Das Saatgut wird zu beschaffen sein; und ausgemusterte Militärpferde, die man den Bauern nach ihrem Wunsch unter Ausschaltung des Zwischenhandels an die Hand geben kann, werden sich auch aufreiben lassen. Schwierig ist die Sicherstellung hinsichtlich der Pferde. No: kennt für die Militärbehörde noch

weniger ein Gebot, als für irgend jemand sonst, eine Zulage, daß sie sich die Güte unter keinerlei wie immer gearteten Umständen wiederholen würde, wird und kann sie nicht geben. Die Erreichung des unmittelbaren Kriegszweckes geht grundsätzlich über alles und jedes; und dem Trost sind, wie man hier zu seinem Leidwesen erfahren hat, nicht einmal als solche abgestempelte richtiggehende Gouvernementspferde feilig, wenn ihm seine Karren im Dred der polnischen Landstraßen heden bleiben. So wird die Zivilbehörde wohl irgend eine Uebereinkunft, bei der auch die Bauern bestehen können, zustande bringen.

Hier in Polen drückt man das auch so aus, daß, wo erst einer gehängt werden soll, der dazu gehörige Strick allemal und allerwärts gefunden wird. Dieses schöne Sprichwort ist u. a. auch den hier anwesigen Deutschrussen nicht unbekannt, und sie nehmen so weit sie weder als Unternehmer noch als Arbeiter in der Großindustrie stehen, überaus wörtlich, auch was ihre eigenen Aussichten bei der etwaigen früheren oder späteren Rückkehr der Russen anlangt. Ich habe von dieser Schicht unserer tiefigen Stammesgenossen noch nicht gesprochen, weil ich zuerst der Ansicht war, daß ein Mittelstand nationaldeutscher Herkunft in Lodz keine Rolle spiele. Dieser Mittelstand ist indessen doch vorhanden; und er setzt sich zusammen aus nicht vielen, aber recht angelegenen Handwerklern, Fabrikanten, Ladeninhabern und ähnlichen Leuten. Sie sind an der landesüblichen Kapuzinistik nicht interessiert, sehen sich — ein Wunder hier zu Lande — ernsthaft nach Ordnung, und viele von ihnen haben nicht nur nichts dagegen, wenn diese Ordnung deutsche Ordnung sein sollte, erschaffen vielmehr, wenn auch in aller Stille, so doch mit heilem Herzen, den endgültigen Sieg unserer Sache, vor allem aber den Uebergang ihrer Stadt, an Deutschland. „Ihrer Stadt“, so drücken sie sich aus, nicht etwa der Peters! Das Land als solches hat kaum einen Platz in ihrem Denken. Sie stehen darin in unübersehbaren Gegensatz zu den Polen und Juden, die beide die Befamtheit ihrer Votts- und Stammesgenossen und damit das Land, über das für diese sich verteilen, bei all ihrem Reden und Tun vor Augen haben. Die Deutschen — und das fällt uns natürlich sofort auf und bringt uns das „Im engen Kreis verengert sich der Sinn!“ deutlich zum Bewußt ein — leben politisch auf einer Insel und kennen als Gebiet ihrer Interessen nur ihre Stadt und deren Umgebung mit ihren deutschen Einwohnern. Das schließt nicht aus, daß sie im Lande Bescheid wissen. Und sie erzählen auf Grund dieser Bekanntheit Wunderdinge von den, was eine ausländische Verwaltung aus Polen machen könnte. Landwirtschastlich zunächst — was jedermann sofort einleuchtet, der sich hier umtut — aber auch geuerlich.

„Ich bin ein verhältnismäßig kleiner Fabrikbesitzer“, erzählt mir einer von ihnen. „Ich will ihnen an meinem Beispiel zeigen, wie hebungsfähig das Land ist. Ich habe mir aus-

gerechnet, daß ich gut und gern 3000 M. mehr Steuern — jetzt zahle ich ungefähr ebenso viel wie in Deutschland — auf das Jahr erziehen könnte wenn wir bessere Wege hätten. Ohne größeren Umsatz; es müßte nur in Wegfall kommen, was ich hier jahraus, jahrein auf den Ertrag von Pferden, Geschirr und Wagen über das Normale hinaus ausgeben muß. So ist es hier im allem und jedem. Dazu kommt, was jeder Betrieb an Speien auf Kapusta verschlingt!“ — „Wenn das deutsche Militär fortgeht, dann können wir getrost hier alles stehen und liegen lassen, wir müssen dann mit fort“, erklärt mir ein anderer. Von Säugens wegen! Der Strick finde sich. Was ihnen jetzt von Deutschland geschehen sei, würden die Russen unsere Volksgenossen in ihrem ganzen Reich, ganz besonders aber die, die mit uns unmittelbar in Berührung gekommen seien, unter allen Umständen fürchtbar büßen lassen.

In die ein Punkte haben also diese unsere Stammesgenossen genau dieselben Beforgnisse wie die Keinen — oder orthodoxen — polnischen Juden. Nebenbei: unter den letzteren ist seit einiger Zeit noch die Jurdt vor etwas anderem, als dem Hängen durch die Russen, im Umlauf. Sie beziehen sich zur Abwechslung auf den Fall, daß Polen an Deutschland kommen sollte. Die Sache klingt uns lächerlich, ist aber wahrscheinlich nicht von einem Späßvogel, sondern von einer Seite, die Art und Unwissenheit dieser Leute genau kennt, in Umlauf gebracht worden. Man hat ihnen nämlich erzählt, daß eine endgültige deutsche Regierung sofort ein Kasanverbot erlassen würde!

Kapusta! Das ist das Bestdungsgeißel, das man den Beamten gibt, das Batschisch oder vielmehr das Rischweh der Kürten. Der Ausbruch Batschisch — er wird in Europa immer falsch angewandt! — hat nämlich im Orient nur die Bedeutung eines Mitdindings von Ehrengeld und Gebühr; erst das Rischweh ist ein Schmiergeld, dessen Annahme unanständig ist! Der Empfänger der Kapusta ist der Kapuzin, und — so groß sein Geschlecht ist, — sein Ruhm ist nicht eht! Welche Rolle das Trinkgeldwesen im Verkehr mit der russischen Beamenschaft spielt, ist ja bekannt. Auf sie hin ist der Reiche auch in Polen allmächtig, und das ist's, was die Lodzer Großindustrie mit ihren vielen Deutschrussen vor der Möglichkeit ihres Uebergangs unter deutsche Herrschaft und deutsches Gesetz schaudern läßt. Sich entgegen läßt vor dem Richter, der die Bilanzen der Aktiengesellschaften nachprüft, und nicht weniger vor dem deutschen Fabrikinspektor. Denn beide sind keine Kapuzins, wie in Rußland. Darum handelt es sich, und um ihre Konkurrenzfähigkeit der reichsdeutschen Textilindustrie gegenüber, nicht um den Markt im russischen Osten, auf den immer hingewiesen wird und den sie angeblich zu verlieren fürchten. So bloße sind die Leute nicht, sich ernsthaft einzubilden, daß Deutschland zwar vielleicht die Trennung Polens von Rußland durchsetzen könnte, auch in diesem Falle aber eine den Interessen seiner Industrie entsprechende Regelung der Handelsbeziehungen zu Rußland nur vergebens aufreiben

Die drei Schweistern Kandolf

Roman von S. Courts-Mahler

(Nachdruck verboten.)

Der Sommer war zu Ende und im Herbst reiste Friz Herbig zu den Ferien wirklich nach D., wo er fast täglich mit Susi zusammentraf. Und was im Sommer in Berlin zwischen diesen beiden jungen Menschen emporgestimmt war, das reifte nun in den schönen Herbsttagen, in denen Friz manche Stunde in Tante Kläras Garten in Susis Gesellschaft verbrachte.

Aber er reifte wieder ab, ohne das bindende Wort gesprochen zu haben. Erst wollte er seine Studien beendet haben, ehe er sich verlobte. Und sie waren ja beide noch so jung, da kam es auf ein Jahr nicht an.

Liselott war in ihrem Wirkungskreis bei Herbigs geblieben, trotzdem Tante Kläre sie bat, wieder zu ihr zu kommen, da doch Sandra nun fort war. Vielleicht hätte sich Liselott dazu bewegen lassen, wenn sie nicht ein starker Magnet bei Herbigs festgehalten hätte. Heinz Nottmann kam nach wie vor oft zu Susi.

Scheinbar war das Verhältnis zwischen ihm und Liselott ganz unverändert. Sie plauderten wie gute Freunde mit einander, und je froher und heilerer Heinz aussehien lernte, je stiller und zurückhaltender wurde Liselott nun wieder. Sie verband ihr Fühlen wieder ängstlich hinter einem kühl freundschaftlichen Wesen. Je weniger wortbedürftig ihr Heinz noch erdichten, je kühler wurde sie äußerlich.

Heinz ließ sich gewissermaßen izeiben von seinen Empfindungen. Er kämpfte nicht mehr gegen sich selbst. Die Erinnerung an Sandra verblähte mehr und mehr, und die Wunde, die

sie ihm geschlagen, schloß sich bald von selbst. Es kamen Tage, wo er sich direkt glücklich fühlte, daß er nicht mehr an Sandra gebunden war. Die Zeit, da er sie geliebt hatte, erschien ihm wie eine überladene Krankheit der Seele. Und so knüpfte er im Herzen die Fäden langsam da wieder an, wo sie damals durch Sandras Erscheinen zerrissen worden waren.

Von der Erkenntnis, daß er Sandra gar nicht mit allen Fasern seines Seins geliebt haben konnte, bis zu der, daß seines Herzens besserer Teil doch immer nur Liselott gehört hatte war es nicht weit. Die Umwandlung seiner Gefühle vollzog sich langsam, aber stetig. Daher vergaß er nicht, fleißig zu lernen und seinem Ziele zuzustreben.

So verging auch der Winter. Liselott hatte längst die Trapperkleider um den Vater abgelegt, und die lichtereren Farben, die sie nun wieder trug, milderten den Ernst ihrer Erscheinung. Bei Herbigs war sie wie das Kind vom Hause gehalten, und zwischen ihr und Friz bestand ein fast söpferliches Verhältnis.

Susi drängte in ihren Briefen, daß Liselott doch Oftern um Urlaub bitten und einige Tage nach D. kommen sollte. Diese Briefe waren jetzt ganz sonderbare Episteln. Zwischen überschäumendem Frohsinn kam oft eine Frage voll sinnemdem Ernst. Und zwischen den Zeilen stand überall zu lesen: Was macht Friz Herbig, wie geht es ihm, spricht er zuweilen von mir?

Liselott verstand, was zwischen den Zeilen stand. Ihre Briefe berichteten ausführlich von allem und gewissenhaft richtete sie jeden Gruß, jede Bestellung hin und drüben aus.

Als nun die ersten Frühlingstagen in den Vorgärten von Berlin einzogen, als Krokus und

Dulpen ihre bunten Köpfchen neugierig aus der Erde reckten, da bat Liselott Frau Herbig, die Osterstage in D. verleben zu dürfen.

Sie bekam sofort einen Urlaub von vierzehn Tagen bewilligt und dankte herzlich dafür.

Am Abend desselben Tages erfuhr Nottmann, daß Liselott zwei Wochen von Berlin fern sein würde. Da wurde ihm sehr trübe zu Mute. Er war für die Osterstage zu Herbigs eingeladen worden, und nun er hörte, daß Liselott fern sein würde, vermochte er das gar nicht zu fassen. Merzlich stiller als sonst verabschiedete er sich an diesem Abend, und als er langsam nach Hause ging, mußte er denken: „Wenn sie nicht wieder nach Berlin zurückkehrt?“

Eine treibende Ursache erfüllte ihn plötzlich. Und diese Ursache ließ ihn nicht mehr los.

Am nächsten Tage steigerte sich diese Ursache zu einer heißen Sehnsucht. Und gerade heute konnte er nicht zu Herbigs gehen. Friz war mit seinem Vater zusammen am Morgen nach Spandau gefahren, wo die beiden Herren Geschäfte erledigen wollten, und Frau Herbig hatte gestern davon gesprochen, daß sie den ganzen Nachmittags abwesend sei, weil sie bei einem Wohltätigkeitsbazar ihre Beteiligung zugelaßt hatte.

Während er das mitmütig erwog, fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn, daß doch dann Liselott wahrscheinlich allein zu Hause war.

Es überfiel ihn bei diesem Gedanken eine so heiße Sehnsucht nach einem Alleinsein mit ihr, daß er sich ohne langes Besinnen in eine Autodroschkevari und zum Kurfürstendamm fuhr. An der Straßenecke, die Herbigs Wohnung am nächsten lag, lochte er den Chauffeur ab und ging zu Fuß weiter.

Als er an der Herbigschen Wohnung klingelte, wurde ihm gesagt, daß die Herrschaften

nicht zu Hause seien, nur Fräulein Liselott sei anwesend.

Heinz amete froh auf. Es wäre ihm in seiner Stimmung untrüglich gewesen, wenn er Liselott nicht angetroffen hätte. Dem Diener gegenüber spielte er den Ueberraidten und tat, als ob er sich besinne. Schließlich sagte er wie zögernd:

„So melden Sie mich Fräulein Kandolf, ich möchte ihr eine Bestellung für die Herrschaften machen.“

Der Diener verschwand, nachdem er Heinz in ein Zimmer hatte eintreten lassen.

Liselott war beschäftigt, seine Gläser, die gebraucht worden waren, in das große Büfett im Speisezimmer einzuräumen. Sie trug einen schlichten, dunkelblauen Rock, der die Hüften glatt und fallenlos umgab, und dazu eine hübsche Reimenduse mit gestickter Paffe; ein schwarzer Gürtel und eine kleine Stawatte vervollständigten den einfachen, aber kleidamen Anzug. Wie gewöhnlich war das reiche, braune Haar in Flechten geordnet und aufgesteckt und über der Stirn fiel es in ammutigen, ungezwungenen Locken in einem Scheitel auseinander.

Ueberraidt sah sie auf, als ihr der Diener Nottmanns Besuch meldete. Es fuhr ihr durch den Sinn, daß sie ihn eigentlich abweisen lassen müßte, da außer ihr niemand zu Hause war. „Haben Sie nicht gesagt, daß niemand zu Hause ist?“ sagte sie unschlüssig.

„Ja, das habe ich gesagt. Aber Herr Nottmann will Ihnen eine Bestellung für die Herrschaften ausgeben.“

Liselott war froh, daß sie nun einen Grund hatte, ihn zu empfangen.

„Das ist etwas anderes. Also ich komme sofort.“

Der Diener verschwand. Liselott drückte